

Ärzte: Diagnose Hirntumor bei Kindern oft zu spät

Hirntumoren haben trotz vielfältiger medizinischer Fortschritte im Vergleich zu anderen bösartigen Erkrankungen im Kindesalter noch immer eine ungünstige Prognose. Diagnostik, Behandlung und Nachsorge seien durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Therapiestudien und Referenzzentren in dem von der Deutschen Kinderkrebsstiftung seit dem Jahr 2000 geförderten bundesweiten Behandlungsnetzwerk HIT zwar kontinuierlich verbessert worden, bis zu einer vollständigen Heilung betroffener Kinder sei es aber noch ein weiter Weg, sagte der Leiter der Abteilung für Pädiatrische Hämatologie und Onkologie am Bonner Universitätsklinikum, Udo Bode.

Bode äußerte sich anlässlich der HIT-Tagung „Hirntumoren im Kindes- und Jugendalter“. An der zweitägigen in dieser Form in Deutschland einmaligen Informations- und Diskussionsveranstaltung der Deutschen Kinderkrebsstiftung nahmen rund 350 Ärzte, Mitarbeiter der psychosozialen Dienste, des Pflegepersonal sowie Patienten und betroffene Eltern aus dem gesamten Bundesgebiet teil.

Nach Einschätzung der Ärzte werden viele Symptome bei Kindern noch immer nicht rechtzeitig als Hinweis auf einen Hirntumor erkannt. Auch die verzögerte Diagnose trage zu einer vergleichsweise niedrigen Heilungsquote bei, so Stefan Rutkowski vom Universitätskinderklinikum Würzburg. Diese läge bei bestimmten Tumorarten unter 50 % und damit weit unter der durchschnittlichen Heilungsrate aller Krebserkrankungen bei Kindern.

Nach einer Hirntumorerkrankung bestimmen nach Aussage des Münsteraner Kinderonkologen Ronald Sträter oft Spätfolgen das weitere Leben entscheidend mit. Erkrankungs- und behandlungsbedingt müsse je nach Tumorart und dem Patientenalter mit Beeinträchtigungen von Intelligenz, Gedächtnis, Aufmerksamkeit sowie der Psychomotorik gerechnet werden. Wie Sträter sieht auch Katrin van der Ven vom Bonner Zentrum für Geburtshilfe und Frauenheilkunde in der Nachsorge wichtigen Handlungsbedarf. Die Ärztin wies darauf hin, dass bei Mädchen hormonelle Probleme in Form von Störungen der Pubertät, des menstruellen Zyklus oder der Fruchtbarkeit in dieser Patientengruppe relativ häufig zu beobachten seien.

Glücklicherweise, so der Leiter der Staatlichen Schule für Kranke in Erlangen, Franz Rumpler, hätten sich für die Betroffenen in den letzten Jahren im Schulbereich deutliche Verbesserungen eines Nachteilsausgleichs auch für hirntumorbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche ergeben. Dennoch stelle die Schule nach wie vor für die betroffenen Kinder ein großes Problemfeld dar. Die Möglichkeiten individueller Förderung seien begrenzt, Hilfestellungen müssten deshalb dringend verbessert werden.

Gemeinsam diskutierten Ärzte, psychosoziale Mitarbeiter und Betroffene auch darüber, welche Auswirkungen die Krebserkrankung eines Kindes für die gesamte Familie haben kann. Hier spielen neben sozialrechtlichen Aspekten insbesondere auch die psychologische Belastung der Geschwister eine Rolle, weil nicht selten durch die Erkrankung das gesamte „Mikrosystem Familie“ aus dem Gleichgewicht gerät, wie Margit Bösen-Schieck, Leiterin des Projekts „Kinderplanet“ an der Universitätskinderklinik Heidelberg, betonte.

Auf der HIT-Tagung unter wissenschaftlicher Leitung von Udo Bode und Gudrun Fleischhack (beide Universitätskinderklinikum Bonn) wurden auch aktuelle Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Molekulargenetik, Modelle der Immuntherapie und andere neue Behandlungsansätze den Patienten und Angehörigen vorgestellt.

Nach Angaben des Deutschen Kinderkrebsregisters erkranken jährlich rund 400 Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren an einem Hirntumor, von denen rund 90% im Rahmen des Behandlungsnetzwerkes HIT behandelt werden. Die Deutsche Kinderkrebsstiftung, die 1995 vom Dachverband der „Deutschen Leukämie-Forschungshilfe – Aktion für krebskranke Kinder“ gegründet wurde, unterstützt das HIT-Netzwerk jährlich mit mehr als einer Million Euro.

Quelle: Deutsche Kinderkrebsstiftung, 08. März 2008